

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

26 (1.4.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 1. April 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

Nro. 26.

Eine geheimnißvolle Erzählung.

(Fortsetzung.)

Obgleich mein Vater, so lange ich mich erinnern konnte, nie seinen Bruder besucht und eben so wenig von ihm einen Besuch empfangen hatte, da er sehr ungeselliger Natur war und ihre beiden Wohnsitze weit von einander lagen, so liebte er meinen Oheim doch sehr, und empfand schmerzlich die Vernachlässigung, deren Gegenstand Sir Arthur war.

Als ich mein achtzehntes Jahr beinahe erreicht hatte, starb mein Vater, und ließ mich betrübt zurück, und in Folge seiner abgeschlossenen Lebensweise mit sehr wenigen Bekannten und beinahe ganz ohne Freunde. Die Bestimmungen seines Testaments waren auffallend und überraschten mich nicht wenig, als ich mich so weit gesammelt hatte, sie zu hören und zu verstehen. Seine bedeutenden Besitzungen waren mir und meinen Leibeserben für ewige Zeiten vermacht, und in Ermangelung solcher Erben sollten sie nach meinem Tode ohne alles Hinderniß auf meinen Oheim, Sir Arthur, und dessen Kinder übergehen. Zugleich setzte das Testament meinen Oheim zu meinem Vormund ein, mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß er mich in sein Haus aufnehmen und während meiner Minderjährigkeit unter seiner Aufsicht behalten möchte. In Erwägung der erhöhten Ausgaben, die ihm daraus erwachsen mußten, war für die Dauer meines dortigen Aufenthaltes eine bedeutende jährliche Summe ausgesetzt. Den Grund dieser Bestimmung erkannte ich auf der Stelle. Mein Vater wünschte der Welt zu zeigen, wie groß und unerschütterlich sein Vertrauen auf seinen Bruder sei, indem er es zum augenscheinlichen Interesse Sir Arthurs machte, mich ohne Nachkommen sterben zu sehen und mich gleichwohl unter seine unbedingte Obhut und Aufsicht stellte. So dachte er seines Bruders Unschuld und Ehre zu beweisen. Es war ein sonderbares, vielleicht ein thörichtes Verfahren, allein ich war in der Ansicht erzogen worden, meinen Oheim als einen Mann zu betrachten, dem die öffentliche Meinung schweres Unrecht gethan hatte, und so fühlte ich keine Unbehaglichkeit über die Anordnungen meines Vaters, ausgenommen die Scheu eines jungen Mädchens, zum ersten Male in den Kreis ihr fremder Personen einzutreten. Bevor ich meine bisherige Heimath verließ, was nur mit schwerem Herzen geschehen konnte, empfing ich von meinem Oheim einen zärtlichen und sehr freundlichen Brief, ganz dazu geeignet, mir das Scheiden von den Plätzen meines bisherigen Lebens zu erleichtern und mich vollends mit den Anordnungen meines Vaters auszuföhnen.

Es war an einem schönen Herbsttage, als ich mich der alten Besitzung Carricleigh näherte. Nicht leicht werde ich den Eindruck des Trübfinns und der Traurigkeit vergessen, den Alles, was ich sah, auf mich machte. Die Sonnenstrahlen fielen mit reichem, melancholischem Glanze auf die schönen alten Bäume, die in Gruppen standen und ihren weiten Schatten über Fels und Wiesen breiteten; Alles trug einen Stempel der Vernachlässigung und des Verfalles, welche beinahe bis zur Verwüstung stiegen, und er steigerte sich auf traurige Weise, je näher wir dem Gebäude kamen, in dessen Umgebung der Boden einst kunstreicher und sorgfältiger gepflegt worden war, wo also die Vernachlässigung auch störender hervortrat.

Wir fuhren an zwei ehemaligen Fischerteichen vorüber, die jetzt nur noch stinkende Sümpfe waren. In der Allee, die zu

dem Wohngebäude führte, fehlten mehrere Bäume, sie war mit Gras und Nesseln bewachsen, und große Steine, aus dem Pflaster gerissen, lagen umher. Thorpfeiler standen hier und dort, doch die Thore waren verschwunden; und um den unangenehmen Eindruck noch zu vergrößern, lagen neben den schönen Bäumen an mehreren Stellen halbvermoderte Stämme.

Nachdem der Wagen eine volle (englische) Meile unter so traurigen Umgebungen hingefahren war, erreichten wir eine ziemlich steile Höhe, und nun wurden die Mauern von Carricleigh sichtbar, die sich in geringer Entfernung erhoben, und durch den darüber emporragenden Wald verdunkelt wurden. Es war ein viereckiges Gebäude von beträchtlicher Ausdehnung; die Front, mit dem Hauptthore, lag uns zugewendet und das Ganze trug die Spuren des Alterthumes. Das finstere Aussehen des Gebäudes, die ringsum herrschende Verödung im Verein mit den Erinnerungen, welche den Ort zu einem schwarzen Blatte unserer Familiengeschichte machten, waren wohlgeignet, das Gemüth finster und traurig zu stimmen.

Als der Wagen über den grasbewachsenen Hof fuhr, bestie ein großer Kettenhund und lockte dadurch zwei Menschen von widerlichem Aussehen, die ganz zu allem Uebrigen paßten, aus einem halbverfallenen Wirthschaftsgebäude, um nach den Pferden zu sehen. Die Thüre zu der Eingangshalle wurde geöffnet und ich trat in einen weiten, spärlich beleuchteten Raum, in welchem sich kein Mensch befand. Ich hatte indes nicht lange Zeit, mich den finsternen Eindrücken hinzugeben, denn, noch ehe mein Wagen abgepackt war, ja, noch ehe ich den Hut und Mantel abgelegt hatte, eilte ein junges Mädchen zu mir herein, küßte mich herzlich und rief etwas lärmend aus:

„Meine liebe Cousine, meine theure Margarethe, — ich bin so erfreut — ganz außer Athem; — wir erwarteten Dich nicht vor zehn Uhr. Mein Vater ist irgendwo hier herum, doch er kann nicht weit seyn. — Jakob, — Conrad, ruft den Herrn. Mein Bruder ist selten zu Hause, wenigstens zu keiner vernünftigen Stunde. — Du mußt so ermüdet seyn — so angegriffen; ich will Dir Dein Zimmer zeigen; — sorgt dafür, daß der La'y Margarethe Gepäck heraufgebracht wird. Du mußt Dich hinlegen Margarethe, und ausruhen. Deborah, bringe Kaffee — die Treppe hinauf. Wir sind so entzückt, Dich zu sehen. — Du kannst nicht glauben, wie allein ich mich gefühlt habe. — Wie steil die Treppe ist, nicht wahr? Ich bin so froh, daß Du gekommen bist; ich konnte kaum daran glauben; wie gut ist das von Dir, meine liebe Cousine Margarethe.“

Es lag eine ächte Gutmüthigkeit und Herzlichkeit in dieser wortreichen Begrüßung meiner Cousine, und ich fühlte mich dadurch ihr gegenüber sogleich behaglich.

Das Zimmer, in welches sie mich führte, theilte zwar das Aussehen des Verfalles, welches in dem ganzen Hause herrschte, es war aber nichtsdestoweniger mit dem offenbaren Bemühen in Stand gesetzt worden, es bequem und angenehm zu machen und ihm sogar einen Anschein von Luxus zu geben. Was mir aber daran am Meisten gefiel, war, daß es durch einen kleinen Gang mit dem Zimmer meiner Cousine zusammenhing, ein Umstand, der ihm in meinen Augen den Charakter der Einsamkeit und Traurigkeit raubte, den es außerdem gehabt haben würde.

Nachdem einige Anordnungen, die ich nothwendig fand, getroffen worden waren, gingen wir in das Wohnzimmer hinab,

ein großes, getäfeltes Gemach, rings mit grimmigen alten Portraits behangen. In dem großen Kamin brannte, wie ich mit Vergnügen bemerkte, ein behagliches Feuer. Hier fand meine Cousine Muße, mit mehr Ruhe zu sprechen, und ich erfuhr von ihr Etwas über das Leben und die Gewohnheiten der beiden Familienglieder, die ich noch nicht gesehen hatte. Bei meiner Ankunft hatte ich von der Familie, in deren Mitte, ich leben sollte, nichts gewußt, als daß sie aus meinem Oheim, dessen Sohne und dessen Tochter bestand, denn Lady Tyrrell war schon längst gestorben. Von meiner Gefährtin erfuhr ich jetzt in Ergänzung dieser unvollständigen Nachrichten, daß mein Oheim in der größten Zurückgezogenheit lebte, und so strenge, wie dies bei gebesserten Wüstlingen der Fall zu seyn pflegt. In der letzten Zeit war er noch finsterner und religiöser geworden. Ihr Bericht über ihren Bruder war ungleich weniger günstig, obgleich er nichts zu seinem unmittelbaren Nachtheil sagte. Aus alle dem, was ich aus ihren Worten entnehmen konnte, schloß ich, da er ein müßiggängerischer, roher ausschweifender Herumtreiber war, was man als eine Folge davon betrachtete konnte, daß er, aus der besseren Gesellschaft ausgeschlossen, Niedrigerstehende zu seinem Umgange wählen mußte, wobei er noch des gefährlichen Vorrechtes genoß, ziemlich viel Geld ausgeben zu können. Indeß lag in den Mittheilungen meiner Cousine nichts, was mich veranlassen konnte, schon damals ein so bestimmtes Urtheil zu fällen.

Ich sah meinem Oheim, der jeden Augenblick erwartet wurde, mit einem Gemisch der Besorgniß und Neugier entgegen, ein Gefühl, das ich seitdem oft empfunden habe, obgleich in geringerem Grade, wenn ich zum ersten Male einem Menschen gegenüber treten sollte, von dem ich auf eine Weise, welche mein Interesse erregte, sprechen gehört hatte.

Mit einiger Unruhe hörte ich daher zuerst ein leises Geräusch an der äußeren Thüre, dann durch die Halle schreitende Schritte und endlich das Öffnen des Zimmers. Mein Oheim trat herein. Er war ein alter Mann von auffallendem Aussehen, sowohl durch seine Gestalt, als durch seine Kleidung; das Ganze trug den Charakter der Sonderbarkeit. Er war groß, und in seiner Jugend mußte sein Gesicht sehr schön gewesen seyn. Jetzt that es seiner Erscheinung Eintrag, daß er sehr gebückt ging. Sein Anzug war von dunkler Farbe und von älterer Mode, als ich je gesehen. Er war jedoch keineswegs sorglos oder nachlässig angelegt. Was jedoch das Sonderbare seiner Erscheinung vollendete, das waren seine langen, weißen Haare, die ihm in natürlichen Locken bis auf die Schultern herabhängten und im Verein mit seinen classisch regelmäßigen Zügen ihm ein so ehrwürdiges Ansehen verliehen, wie ich es selten bei einem andern Menschen fand.

Ich stand auf, als er eintrat und ging ihm bis in die Mitte des Gemaches entgegen. Er küßte meine Stirn und meine beiden Hände, indem er sagte:

„Du bist herzlich willkommen, theures Kind, so willkommen, als dieser arme Ort und Alles, was er enthält, Dich machen können. Ich bin erfreut, Dich zu sehen, wahrhaft erfreut. Ich hoffe, Du wirst nicht sehr ermüdet seyn; bitte, setz Dich nieder.“

Er führte mich zu meinem Stuhle und fuhr dann fort:

„Es freut mich, daß Du schon mit Emmy Bekanntschaft gemacht hast; ich sehe darin die Grundlage einer dauernden Freundschaft. Ihr seid Beide jung und unschuldig. Gott segne Euch, und gewähre Euch Alles, was ich Euch wünschen kann.“

Er erhob seine Augen und blieb einige Augenblicke so, wie in ein summes Gebet versunken.

Ich fühlte, daß dieser Mann, mit solchen Gestirnungen, die er so zart auszudrücken verstand, nicht der Bösewicht seyn konnte, welchen die öffentliche Meinung in ihm gesehen hatte. Ich war mehr als je von seiner Unschuld überzeugt. Sein Wesen erschien mir sehr einnehmend. Wie das Licht der Erfahrung

diese Ansicht vielleicht ändern konnte, wußte ich nicht, doch ich war damals noch sehr jung, und ich sah in ihm die vollendete Vereinigung geselliger Artigkeit und herzlicher Güte. Ein Gefühl der Zuneigung und Achtung für ihn entstand in meinem Herzen, und zwar um so inniger, je mehr ich daran dachte, wie schmerzlich sein Vermögen, wie grausam sein Ruf gelitten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zu laue Erziehung.

(Fortsetzung.)

Der junge Neumann fühlte sich in der Hauptstadt bald überaus wohl: das lebhafteste, lustige Treiben sagte ihm ungleich mehr zu, als die einsörmige Stille seines Geburtsorts. Sein Prinzipal, der ein sehr großes Haus führte, behandelte ihn überdies (als einen weiträufigen Verwandten) mit besonderer Aufmerksamkeit. Richard konnte in seinen Briefen an die Mutter nicht genug die Schönheit der Residenz, die Pracht der Vergnügungsorter u. s. w. beschreiben, unterließ aber auch nicht, jenen Erzählungen stets Klagen wegen unzureichender Geldmittel beizufügen. Frau Neumann, obschon die Sparfamkeit sehr liebend, bestrafte doch, vielleicht aus geheimer Furcht vor den früheren Vergehungen ihres Sohnes, die Wünsche desselben aufs Zuvorkommendste. Mit einem nicht unangemessenen Taschengelde versehen, hätte also der junge Mann heiter und vergnügt leben können, wenn er nicht unglücklicher Weise in die Gesellschaft höher gestellter, junger Leute gerathen wäre, deren Beruf einzig und allein darin bestand, ihr Vermögen in Saug und Braus durchzubringen. Solchen es gleich zu thun, war Richard freilich nicht im Stande; dennoch mochte er theils aus falscher Schaam, theils aus Vergnügungssucht der Gesellschaft sich nicht entziehen.

Woher nun aber die Mittel zu diesem Zweck? — Ach, der Versucher erwachte mit erneuter Stärke im Herzen des Unglücklichen, Tag und Nacht ließ er ihm keine Ruhe — Richard kämpfte den letzten Kampf gegen die Sünde, der Versucher siegte, Richard unterlag.

Die Kasse sowohl, als auch die Waarenlager standen dem Bekehrten offen, Niemand hatte das geringste Mißtrauen gegen den verständigigen, jungen Mann, der überdies der Liebling des Prinzipals war.

Es war finster, sehr finster in dem hohen Gewölbe, wo Richard den ersten Diebstahl beging: im Herzen des Verbrechers war es noch viel finsterner!!!

Eine Entwendung folgte nun der anderen; Richard hatte keine Ruhe des Gemüths und suchte daher in rauschenden heimlichen Lustbarkeiten Zerstreuung, allein den inneren Richter beschwichtigte er damit nicht.

So waren einige Jahre verstrichen.

Anfangs wurden die Defecte im Waarenlager und in der Kasse nicht bemerkt; als die Entwendungen sich jedoch in kurzen Zwischenräumen wiederholten, suchte man des Diebes habhaft zu werden. Gegen den eigentlichen Thäter herrschte nicht der geringste Argwohn, sondern der Verdacht fiel auf einige ganz schuldlose Diener, die sofort entlassen wurden.

Es war in einer finsternen Novembernacht, als Richard Vorbereitungen traf, um wieder einmal der Kasse des Prinzipals einen nächtlichen Besuch abzustatten.

Die Mitternacht war längst vorüber, so daß Richard den schon so oft unternommenen Gang längst hätte unternehmen können. — Merkwürdigerweise lag es ihm heute wie eine Felsenlast auf der Brust, er fühlte sich durch beängstigende Gedanken in einen höchst aufgeregten Zustand versetzt.

Unterlass dein Vorhaben, kispelte die schwache Stimme seines guten Genius — o lehre um vom Wege des Verderbens, du möchtest einen tiefen Fall thun!

Und lauter als je rief sein Gewissen ihm das Gebot ins Herz: Du sollst nicht stehlen, Mensch! du sollst nicht stehlen!

— Sieh, noch ist es nicht zu spät; raunte sein Engel ihm zu, Niemand weiß um dein Vergehen! Kehre um, werde ein ehrlicher Mann, o bessere dich!

Aber ach, auch andere Stimmen wurden laut:

Du bist schon viel zu weit gegangen, schrieb die Verzweiflung in seinem Innern — weiter, immer weiter! Hier gibt es keinen Rückschritt, du kannst deine Sünden nie wieder gut machen; darum weiter, immer weiter auf dem betretenen Pfade! —

Das Ende des Kampfes war, daß Richard die Blendlaterne ergriff und mit wankenden Schritten nach dem Cassengewölbe schlich. Dort angelangt, athmete er schwer auf: krampfhaft zuckte er zusammen, als die schrillende Pfeife des Straßenswächters die nächtliche Stille unterbrach. Es dauerte lange, ehe er sich wieder sammelte; er versuchte, über seine thörichte Furcht zu lächeln, allein — es wollte ihm nicht gelingen.

Zitternd nahm er nunmehr aus der erbrochenen Casette einige Geldbriefe, steckte sie in die Tasche und schlich davon. So

eben hatte er die Thüre erreicht, als plötzlich ein rüstiger, alter Mann hervorprang und den jugendlichen Bösewicht mit starker Hand packte.

„Ha, Du also bist es, Spizbube!“ — rief er wüthend, „habe ich Dir doch von Anfang an nicht getraut!“

Richard war bei dem unerwarteten Angriff erbleichend zusammengesunken; das heftige Schütteln des Greises gab ihm die Besinnung wieder. — Er erkannte in seinem Feinde mit Schrecken den alten Hausknecht, gegen den er beständig einen unerklärlichen Widerwillen hatte: die strengen Blicke des Mannes ruhten jetzt mit einem gemischten Ausdruck wilder Freude und Wuth auf ihm.

„Hat man nicht mich alte, treue Creatur in Verdacht gehabt,“ rief er, „während so ein nichtswürdiger Bursche der Spizbube ist! Ja, wehr' Dich nur, Bube, ich würge Dich auf der Stelle!“

(Fortsetzung folgt.)

Lied des Lebens.

Leben, wie bist du so schön!
Du, gleich der leuchtenden Sonne,
Füllst die Wiesen mit Bönne,
Weckst ihr Jubelgerön!

Können doch Menschen auf Erden
Glücklich wie Götter schon werden;
Leben, wie bist du so schön!

Leben, wie bist du so reich!
Was auch für Güter und Gaben
Uns hier erfreuen und laben,
Dir kommt doch keines je gleich.
Wohin die Blicke wir wenden
Weißt du uns Schätze zu spenden;
Leben wie bist du so reich!

Leben, wie bist du so ernst!
Dringst du doch stets auf Entbehren;
Streng sind die Regeln, die Lehren,
Die du hienieden uns lernst.

Oft sinkt, wem hold du noch heute,
Morgen dem Tod schon zur Beute.

Leben, wie bist du so ernst!

Leben, wie bist du so lieb!

Greife mit silbernen Haaren
Suchen dich ängstlich zu wahren,
Wie einen Schatz vor dem Dieb.
Keiner will jemals dich lassen,
Jeder sucht dich zu umfassen;
Leben, wie bist du so lieb!

Leben, wie bist du so kurz!
Kaum daß den Lauf wir beginnen,
Eilen die Jahre von hinnen,
Wie die Lawine im Sturz,
Und auch die rührendste Klage
Wehrt nicht dem Fliehen der Tage:
Leben, wie bist du so kurz!

Leben, ich liebe dich heiß!
Deinen süßduftenden Becher
Leerr' ich, ein heiterer Zecher,
Gern noch als ältester Greis.
Nur erst in spätesten Jahren
Möcht' ich zur Grube hinfahren;
Leben, ich liebe dich heiß! L. Hub.

Krieg und Armenpflege.

Unter allen dem Krieg zur Last gelegten Thorheiten gibt es Eine, welche schon allein dazu dienen könnte, das Thörichte einer solchen Methode zur Lösung nationaler Streitfragen darzutun. In vielen Staaten bestehen Gesetze, welche der Einwanderung fremder Armen vorbeugen sollen. Jedes Land scheint zu fühlen, daß es schon schwer genug halte, die eigenen Armen zu versorgen. Sogar die Vereinigten Staaten mit all ihren ausgedehnten Territorien und ihrem Ueberfluß von Erzeugnissen haben eine Verordnung erlassen, wodurch der Capitän eines jeden Schiffes straffällig wird, welches einen Armen, oder irgend eine fremde Person dort landen läßt, welche keine anderen Existenzmittel besitzt, als öffentliche Unterstützung. Auch in England weigert man sich in vielen Kirchspielen, den Armen eines benachbarten Districts Hülfe zu leisten. Es sind uns Fälle vorgekommen, wo die Behörde eines Dorfes einen armen verkrüppelten Alten nach dem Ort, wohin er gehörte, zurückgeschickt hat, bloß um die Kosten seiner Unterhaltung zu ersparen. Und die großen Völker und die kleinen Städte sagen, daß solches ganz recht und billig, ja nothwendig sei. „Wir haben selbst Arme genug, welche durch öffentliche Anstalten versorgt werden müssen,“ sagen sie, „und können uns nicht mit denen aus andern Ländern und Gemeinden befassen.“ Ist nun dieses in der Ordnung, und wird es durch die Staatsökonomie und Gerechtigkeit geboten, was soll man denn zu einem Verfahren sagen, wodurch die Armuth vermehrt und herbeigeführt wird, wie solches im Krieg geschieht? Die vorzüglichsten Siegeszeichen militärischen Ruhmes sind eroberte Fahnen, Kanonen, Musketen und Menschen. — Als ein Beispiel lasset uns annehmen, daß zwischen Frankreich und Großbritannien der Krieg erklärt wäre. Schon vorher waren die Völker beider Länder in Folge früherer Kriege, sowie zur Vorbereitung auf künftige Feindseligkeiten drückend besteuert. Jetzt aber werden diese Abgaben beinahe verdoppelt, um den nunmehr ausgebrochenen Krieg zu unterhalten.

Auf irgend einer weiten Ebene, etwa auf dem Schlachtfelde Waterloo's, begegnen sich die beiden Heere. Es entsteht ein verzweifelter Kampf, und Wunder der Tapferkeit — wie man sagt — treten an beiden Seiten auf. Zwanzigtausend Mann von jeder Partei wälzen sich in ihrem Blut auf dem Boden. Zuletzt ziehen sich die Engländer zurück und überlassen den Franzosen das Feld und die Herrschaft über sämtliche Todte und Verwundete, womit es bedeckt ist. Noch mehr: Sie haben 5000 lebende Engländer gefangen genommen, nebst einer Menge von Fahnen, Kanonen &c. „Das ist ein glänzender Sieg!“ rufen die Franzosen aus, und es wird in triumphirenden Ausdrücken durch alle öffentlichen Blätter Frankreichs verkündigt. Die Trophäen des Siegs werden mit großem eclat nach Paris geführt, und vielleicht wird die Hauptstadt zur Feier der Begebenheit illuminirt. Die 5000 englischen Gefangenen werden nach irgend einem sichern Ort im Innern des Landes zur Bewahrung abgeführt und dort scharf bewacht. Zwei oder dreimal täglich werden sie auf Kosten des französischen Volkes gespeist. Und das ist ein glorreicher Sieg!! Es haben also die Franzosen auf Kosten von 20,000 ihrer Landsleute, Väter, Brüder oder Söhne, welche im Kampfe erschlagen wurden, 5000 hungrige, fremde Arme gefangen gemacht, um sie von den Lebensmitteln, deren sie selber für sich und ihre Kinder bedürfen, zu ernähren! Ist die Thorheit eines solchen Systems nicht dem einfachsten Verstand einleuchtend?

Neues Bienenfutter.

Es dürfte wohl allen Bienenzüchtern nicht unangenehm seyn, zu erfahren, daß sie zur Zeit des frühen Frühlahes, wo noch nicht die geringste Bienennahrung sich vorfinden läßt, die größten Bienenvölker mit geringen Kosten erhalten können. — So wie die Sonne so bedeutend zu wirken anfängt, daß die Bienen aus ihrer Winterruhe aufgerüttelt werden und die Königin das

Legen eifrig zu betreiben anfängt und viel Brut angelegt, auch ausgebrütet wird, also es für die Bienen äußerst wichtig wird, hier das Material zur Bereitung des Bienenbrodes zu erhalten, wird ihnen dadurch dasselbe in hinreichender Menge und auf's Beste beschafft, daß je nach der Größe des Bienenstandes ein oder mehrere Holztröge vor den Stöcken aufgestellt werden, die schmal und lang sind, und in welchen sich gegen zwei Zoll hoch trockenes, ungebeutetes, feines Roggenmehl aufgeschüttet befindet. Die Bienen stürzen zu Tausenden über die willkommene Beute her, wählen sich im Mehlstaube und kehren schwer beladen in die Stöcke heim. Bei guter Witterung herrscht ein unglaublicher Eifer und eine unermüdete Thätigkeit, denn sie finden nicht allein den Stoff zur Legung der Brut, sondern auch den Arbeitsbienen ist diese Nahrung lieber, als die bereits sauer und schimmlich gewordene Masse ihrer alten Vorräthe. Durch dieses Mittel wird es nun den Bienen möglich, frühzeitig und bald stark an Volk zu werden. — Diese Fütterung wird so lange fortgesetzt, bis die Bienen selbst aufhören, den Mehlstaub einzutragen, d. h. bis sie frisches Blumenmehl in den Käzchen der Weiden zc. finden. Die Fütterung dauert 9 bis 10 Tage und länger; man rechnet je nach der Fütterung per Stock zwei Pfund Mehl durchschnittlich.

(R. Chr.)

Lebensregel.

Wohl wäre im Leben Vieles klar,
Wäre der Mensch nur durchweg wahr; —
Doch darin zeigt sich der Mensch so klein:
Selten getraut er sich — wahr zu seyn!

Rückenbüßer.

Richtig ist's nicht im Gehirne,
Sucht ein Alter noch ein Herz;
Denn mit Falten auf der Stirne
Fühlt man nicht der Liebe Schmerz.

Miscellen.

X Wie der Schwerefällige nicht schwer, sondern leicht fällt, so ist der Leichtsinrige nicht leicht, sondern schwer zur Besinnung zu bringen.

X Den deutschen Schriftstellern ergeht es leider oft wie den Spargeln: man genießt nur die Köpfe davon, das Uebrige beachtet man nicht und läßt es gewöhnlich umkommen.

X Nun wird auch der Pflug bald entbehrlich werden. Ein schlesischer Gutsbesitzer hat eine Ackerbaummaschine erfunden, mit welcher er vermittelt sehr geringer Zugkraft jedem pflugfähigen Erdboden die erspriesslichste Spatenkultur geben kann. Die in die Höhe gehobene Erdscholle fällt in einen Kasten, von wo sie zermalmt in die Furche zurückkommt. Durch eine besondere Vorrichtung säet zugleich auch die Maschine und der Bauer sitzt bequem auf derselben.

Maritätenkästlein.

○ Wenn ein Gläubiger in China seinen Schuldner zur Zahlung zwingen will, sendet er ihm einen Kerl ins Haus, der den saumseligen Zahler so lange ununterbrochen anstarren muß, daß Jener darüber in Verlegenheit oder gar in Verzweiflung geräth und bezahlt. (Bei uns würde das Niemanden in Verzweiflung bringen.)

○ „Helf' Ihnen Gott!“ sagte der Nefte zum Oheim. — „Dummer Junge!“ es war kein Niesen, es war mein alter Husten. — „Nun, so helfe Ihnen Gott nicht, lieber Oheim!“

○ Neulich machte sich ein Müßiggänger den Spaß, starr nach einem Baume hinzusehen, unter dem beständigen Ausruf:

„Es ist doch merkwürdig, es ist wirklich merkwürdig!“ Sogleich war eine Compagnie Neugieriger um ihn versammelt, und als diese ihn lange genug um den Sinn seines wiederholten Ausrufs gequält hatten, meinte er: „Es ist doch merkwürdig, daß Ein Narr so viele Narren machen kann!“

○ Anatolia Leske, ein Mädchen von 10 Jahren, ist kürzlich als Virtuosa auf der Posaune aufgetreten. — Die wird das Ausposaunen nun besser verstehen, als viele ihrer Schwestern.

○ Ein Berliner wurde um verschiedene Spiele befragt, ob er solche spiele. — Man fragte: Billard? — Nein! — Regel? — Nach noch mehreren Spielen fragte Jemand scherzhaft auch: ob er conjugiren könne? — Und er antwortete: „Ach Gott, Sie hören ja, ich kann ja gar nicht spielen!“

○ In Mailand und der Umgegend ist die Gans nicht das Symbol der Dummheit, sondern der Gleichgültigkeit und der Unempfindlichkeit gegen die Liebe: wenn die Leute dort von einem Mädchen sagen: „Non e una oca“ (sie ist eine Gans), so meinen sie, sie liebt mit großer Leidenschaft und ist im Stande, im Nothfalle ihr Leben ihrer Liebe zum Opfer zu bringen.

○ Zu einem Schriftsteller kam eine Frau mit der Bitte, ihr eine Grabschrift für ihren verstorbenen Gatten aufzusetzen. Der Schriftsteller fragte sie, ob sie nicht einige Züge ihres Gemahls angeben könne. — „Ja,“ sagte sie, „ich weiß nur, daß er einen Degen trug, stets einen Schimmel ritt, und, als wir uns einige Mal veruneinigt hatten, mir ein Paar derbe Ohrfeigen gab.“ — Aus dieser Notiz machte der Schriftsteller schnell folgende Grabschrift:

„Mein Mann ist nun im Himmel,
Er ritt auf einem Schimmel,
Hatt' einen Degen an.
Er hat in seinem Leben
Mir manchen Schlag gegeben,
Da denk' ich heut noch dran.“

○ „Ach mein lieber Herr Zwirchmeister, da schickt mir mein Bruder einen Auerhahn als Präsent, mögen Sie mir nun nicht sagen, wie er am schmackhaftesten zugerichtet wird?“ — „Diesen Auerhahn? Ja, den kann man schon zurichten. Erst wird er sauber gerupft, ausgenommen und fein gespickt. Dann kommt er in einen Tigel, wird mit ganz gutem, altem, heißem Weinessig übergossen, in welchem weiße Pfefferkörnlein, Ingwer, Gewürznägeln, Charlotten und etwas Knoblauch gefotten wurden, hierauf luftdicht verschlossen und zwei bis drei Fuß tief an einem schattigen Orte in die Erde vergraben. Nach neun oder zehn Tagen nimmt man ihn wieder heraus, gibt ihm eine Burgundersauce mit etwas Zimmt, Orangen- und Citronenschnitten und läßt ihn langsam dünsten. Wenn er endlich fertig ist und eine schöne braune Farbe hat, dann nehmen Sie ihn, meine Gnädige, und werfen ihn zum Fenster 'naus auf den Mist, denn mehr ist er doch nicht werth, das Luder!“

Räthsel.

Ich war's, das einst auf seinen Armen
Das Zeichen der Veröhnung trug,
Das Pfand von Liebe und Erbarmen,
Dem man die Todeswunde schlug.
Oft trägst, gebeugt von Gram und Schmerzen,
Du Sterblicher, mich in der Brust; —
Doch trägst Du offen mich am Herzen,
Bist Du Dir würd'ger That bewußt.
Und hat man dort Dich hingetragen,
Wo Lust und Leiden schlafen geh'n,
Wo Jauchzen schweigt, verstummen Klagen,
Werd' ich an Deinem Lager steh'n. A. F.

Auflösung der Charade in No. 25:
Goldlack.